

# „We are not all in Görlitzer Park“

Das Nachleben des Kolonialismus und wie  
sich schwarze Brit\_innen in Berlin vor  
Rassismus schützen

Christy Kulz

Wie setzen BiPOC-Brit\_innen in Berlin Staatsbürgerschaft und Klassenprivilegien ein, um sich vor Rassismus zu schützen und mehr Wertschätzung zu erfahren? Der hier gewählte feministisch-intersektionale Ansatz verdeutlicht die Verschränkungen von Klasse, Staatsbürgerschaft, Geschlecht und race als ineinandergreifende Vergesellschaftungsprozesse, die Wirkung entfalten, um rassistische Positionierungen im urbanen Raum zu umgehen. Dieser Beitrag erforscht, wie *Britishness* als kulturelle und rechtlich relevante Kategorie zum Schutz vor Rassismen mobilisiert wird und so im außerbritischen Kontext einen Bedeutungswandel erfährt. Er erörtert, inwiefern der Bezug auf *Britishness* häufig dazu dient, schwarze Menschen ohne britischen Pass und Klassenprivilegien oder ohne höhere Bildung als sozial untergeordnet zu positionieren. Durch den empfundenen Abstand zur einstigen Kolonie und die gelebte Nähe zur Metropole der Kolonialmacht – und somit zu *whiteness* – werden verschiedenartige Formen von *Blackness* zur Kennzeichnung von Wertigkeit produziert, die jedoch in urbanen Räumen wie Berlin weißzentrisch geprägt und marginalisiert bleiben.

An English abstract can be found at the end of the document.

## 1. Einleitung

In seiner Novelle *In the end, it was all about love* schreibt der ugandisch-britische Autor Musa Okwonga (2021) über seine frühen Jahre als Londoner in Berlin und begibt sich auf eine poetische Reise durch die Psychogeographien der Stadt. In einem Abschnitt des Textes beschreibt Okwonga „Black Gravity“ als „den atmosphärischen Druck des Rassismus“ (ebd.: 25; Übers. d. A.), der in einem bestimmten urbanen Raum zu spüren ist. Der Autor schildert zahlreiche Orte in Berlin, an denen entweder er selbst oder jemand, den er kennt, rassistische Unterdrückung erfahren hat. In diesem Artikel untersuche ich, wie in Berlin lebende britische BiPOC mit Rassismus in ihrem Alltag umgehen. Wie meine

Interviewpartner\_innen, begegnet auch Musa Okwonga in Berlin weiterhin Rassismus, unabhängig von seiner Bildung oder Nationalität. Während einige von ihnen ihre Staatsbürgerschaft und das Privileg ihrer sozialen Klasse nutzen, um sich davor zu schützen und mehr Wertschätzung zu erlangen, beschreiben andere britische Migrant\_innen durchaus widersprüchliche Gefühle angesichts der Überschneidungen von rassistischer Abwertung und sozialen Privilegien, die sie genießen.

Im Folgenden gehe ich der Frage nach, wie Prozesse der Rassifizierung in Verbindung mit Variablen wie Klasse, Geschlecht und Staatsbürgerschaft heterogene schwarze Identitäten und Erfahrungen hervorbringen, die voller Ambivalenzen sind. Der hier gewählte feministisch-intersektionale Ansatz zeigt die Verschränkungen von Klasse, Staatsbürgerschaft, Geschlecht und *race* als ineinandergreifende Vergesellschaftungsprozesse auf, die BiPOC-Brit\_innen in Berlin nutzen, um rassistische Positionierungen im urbanen Raum zu vermeiden. Die hierzu gewählten Strategien sind geprägt durch das „after-life of slavery“ (Hartman 2007) und jenem des Kolonialismus. Die US-amerikanische Historikerin und Literaturwissenschaftlerin Saidiya Hartman betont die zentrale Rolle der Sklaverei bei der Entstehung der modernen Welt – nicht nur ideologisch, sondern auch materiell – und zeigt anschaulich, wie diese Rolle durch Wertehierarchien und eine vor Jahrhunderten etablierte „Rassenkalkulation und politische Arithmetik“ bis in die Gegenwart fortbesteht (ebd.: 6; Übers. d. A.). Die Verunglimpfung und Wegwerfbarkeit schwarzer Leben war dabei nicht auf die USA beschränkt, sondern für die Entstehung des modernen Europas von entscheidender Bedeutung.

In meiner Studie gehe ich davon aus, dass Staatsapparate durch die Überwachung und Kriminalisierung urbaner Räume sozial selektive, diskriminierende Regulierungsregime hervorbringen, die unterschiedliche Auswirkungen auf die Bevölkerung haben (siehe Belina 2023). Die spezifische Aushandlung der (Selbst-)Positionierung von Menschen und Strategien zur Verbesserung ihres Status zeigen, dass historische Machtverhältnisse bis heute Ungleichheiten zementieren.

Wie diese kolonialen Machtverhältnisse Hierarchien von *Blackness* etablieren, beleuchte ich in diesem Beitrag zur Selbst-Verortung schwarzer Brit\_innen in Abgrenzung zu anderen Formen des Schwarzseins in Berlin. Die Dynamik entfaltet sich dabei auf der unsichtbaren und vielgestaltigen<sup>[1]</sup> Folie von *whiteness* als Bewertungsgrundlage (Dyer 1997). Die empirischen Daten aus den durchgeführten Interviews mit

BiPOC-Brit\_innen in Berlin belegen, dass diese Form der Rassifizierung über nationale Grenzen hinweg auch im urbanen Raum in Berlin wirksam ist. Anhand der Untersuchung des Görlitzer Parks und anderer Orte in Berlin zeige ich, dass Ungleichbehandlung nicht individuell bedingt ist, sondern vielmehr in sozialen Strukturen begründet liegt. Die durchaus widersprüchlichen Positionen, die rassifizierte Berliner\_innen dabei einnehmen, bieten einen privilegierten Zugang zu der Frage, wie sich *race*, Klasse und Geschlecht in unserer postkolonialen, neoliberalen Gegenwart wechselseitig konstituieren (Virdee 2017), weil wir sehen können, wie diese verschiedenen Dimensionen sich überschneiden und miteinander interagieren.

Berlin als ehemals gravierender Schauplatz der Shoa, als geteilte Stadt im Kalten Krieg und heute als europäische Großstadt mit erheblichen Rassismusproblemen, aber auch starken politischen Gegenbewegungen bietet einen passenden Rahmen, um Prozesse der Rassifizierung genauer in den Blick zu nehmen. Denn trotz rasant steigender Mieten, nicht unumstrittener Sanierungsvorhaben und heftiger Kämpfe um ein „Recht auf Stadt“ (Colomb 2012; Holm/Kuhn 2011), wird Berlin bis heute romantisch verklärt als Metropole, die – in den Worten des ehemaligen Bürgermeisters von Berlin, Klaus Wowereit – „arm, aber sexy“ ist. Alle von mir befragten britischen Migrant\_innen<sup>[2]</sup> stammen aus dem Globalen Norden, werden in Berlin jedoch nicht ohne Weiteres als von dort kommend eingeordnet (Hall 2002). Zudem haben die Teilnehmer\_innen ausschließlich ein hohes Bildungsniveau und üben Berufe aus, die sie der Mittelschicht zuordnen. Sie können es sich leisten, in begehrten Stadtteilen Berlins zu wohnen, und sind sich ihrer Rolle bei der Gentrifizierung bewusst, gleichzeitig stellen sie aber auch Opfer von rassistischer Diskriminierung dar. Das führt für sie zu einer zwiespältigen Lage. Darauf Bezug nehmend, stelle ich die Frage, warum „britische Migrant\_innen“ in der Migrationsforschung fast automatisch als weiß gerahmt werden, während die Erfahrungen der in der EU lebenden britischen Persons of Colour häufig übergangen werden (Benson/Lewis 2019; Kulz 2021, 2022). Im Hinblick auf ihre Identität als „Europäer\_innen“ stehen Staatsbürger\_innen aus Großbritannien und Deutschland an der Spitze einer Hierarchie, die Mitglieder aus dem Globalen Süden oder Osten eher marginalisiert (Boatča, 2020). Dem Austritt aus der Europäischen Union zum Trotz wird eine britische Nationalität nach wie vor als höherwertige Form von Europäischsein betrachtet, da sie

mit Klassenprivilegien und Wohlstand verbunden wird. Daraus ergeben sich für die Menschen Möglichkeiten, dies bei der Abwehr von Alltagsrassismen zu mobilisieren.

Zunächst erörtert dieser Beitrag die ambivalente Position, schwarz und europäisch zu sein, die Rolle des urbanen Raums bei der Verhandlung widersprüchlicher intersektionaler Positionierungen und Berlin als Ort britischer Migration. Anschließend wird der methodische Ansatz der Forschung vorgestellt, worauf sich die empirische Analyse anschließt. Dabei wird untersucht, wie städtische Räume wie der Görlitzer Park in Berlin-Kreuzberg verkörpert werden, wie sich Allianzen und Differenzierungen zwischen Schwarzen bilden und wie schwarze britische Migrant\_innen koloniale Spuren nutzen, um ihren Wert zu behaupten. Abschließend wird beleuchtet, wie Wert durch die Nähe zu Weißsein, Modernität und imperialer Macht zugeteilt wird, um neue *race*-Anordnungen zu bilden.

## 2. Schwarz und europäisch

Schwarz zu sein in Europa, bedeutet heute nicht mehr unbedingt, Immigrant\_in zu sein, auch wenn viele Forschungsarbeiten die Annahme, Mitglieder einer rassifzierten Minderheit seien automatisch Eingewanderte, häufig unkritisch übernehmen. Der schwarze britische Autor Johnny Pitts (2021) berichtet, wie seine Hautfarbe dem Gefühl, Europäer zu sein, permanent im Weg stehe, weil regelmäßig aus „europäisch“ auch „Weißsein“ gefolgert wird (El-Tayeb 2011, 2016). Die von mir befragten BiPOC-Brit\_innen ordneten sich zum Teil der Arbeiter- und zum Teil der Mittelklasse zu, aber alle hatten studiert. Vor dem Brexit war der Zugang zum europäischen Festland für Brit\_innen eher unproblematisch, und das Privileg der britischen Nationalität spielte für Migrant\_innen of Colour eine untergeordnete Rolle.

Doch ihre Staatsbürgerschaft als Ressource und soziales Kapital ist schwarzen Menschen aus Großbritannien eben nicht auf den Leib geschrieben. Deshalb rekurren schwarze Brit\_innen aus der Mittelschicht auf eine Reihe von Strategien, um ihre Klassenzugehörigkeit Weißen gegenüber anzuzeigen und rassistische Diskriminierung auf ein Minimum zu beschränken. Dazu zählen Akzent und Sprachgebrauch sowie Verhaltensweisen, die Respektabilität und ihre Zugehörigkeit zur Mittelschicht deutlich signalisieren (Rollock et al. 2015: 1089). Diese zusätzlichen Bemühungen der Selbstlegitimation zeugen davon, dass von

einer Gleichbehandlung ohne den Faktor *race* keine Rede sein kann, denn der Preis der sozialen Inklusion ist es, sich „weiß(-er)“ zu machen und sich der Privilegien eines nicht angefochtenen Weißseins – und ich füge hinzu: Britischseins – „zu bedienen“ (2015: 1090; Übers. d. A.). Wertsteigernd wirkt jedoch nur eine bürgerliche Form des Weißseins. Die Mehrkosten der Mobilisierung und Herausstellung ihres sozialen Kapitals scheuen auch die Teilnehmenden meiner Studie nicht, wobei die Höhe der Kosten an die spezifischen Umstände in Berlin angepasst sind. In Anlehnung an Stuart Hall (1991) und Michelle Wright (2015) untersuche ich nun, wie unterschiedliche Kontexte spezifische Formen von Schwarzsein hervorbringen und wie sich Prozesse der Rassifizierung und Kategorisierung in der Spätmoderne verschieben.

### 3. „Die Kolonialität der Macht“ und Intersektionalität

Die hier berichteten Erfahrungen schwarzer britischer Migrant\_innen veranschaulichen das koloniale Nachleben in den urbanen Räumen Europas am Beispiel von Berlin. Aníbal Quijanos (2000) Begriff der „Kolonialität der Macht“ zeigt, wie *race* als Dreh- und Angelpunkt kolonialer Herrschaft die globalen Ungleichverhältnisse bis in unsere Gegenwart bestimmt. Der Fortbestand dieses Musters weit über den historischen Zeitraum der Kolonisierung hinaus führte zu einer Form von Eurozentrismus, der „Merkmale von Kolonialität zur Voraussetzung hat“ (ebd.: 533; Übers. d. A.). Heterosexismus gilt dabei als wesentlicher Aspekt bei der Verschmelzung von Gender und *race* zur Sicherung kolonialer Macht, da der Import eines neuen Geschlechtersystems für die Kolonisierten völlig andere Ordnungen schuf als für die weißen Kolonisatoren aus der bürgerlichen Klasse (Lugones 2007: 186). Daraus folgt, dass nicht nur *race*, sondern auch Geschlecht, Klasse und Sexualität durchwirkt sind von Machtstrukturen; Intersektionalität ist den wechselseitigen Konstitutionsprozessen dieser Kategorien stets immanent.

Urbane Räume spielen in intersektionalen (Aushandlungs-)Prozessen eine Schlüsselrolle. Insbesondere der Zusammenhang von Raumkonstitution und sozialen Prozessen ist bei der Klärung der Frage nach der räumlichen Dimension von *race* und vor allem von *Blackness* entscheidend. Nach Martina Löw (2000) werden in und durch Räume Entitäten verschiedenster Art miteinander verknüpft und in Beziehung gesetzt – ein Ansatz, der das traditionelle „Containermodell“ von

Raum verwirft. Auch Katherine McKittrick (2006: xi) argumentiert in ähnlicher Weise:

„[T]he idea that space ‚just is‘, and that space and place are merely containers for human complexities and social relations, is terribly seductive: that which ‚just is‘ not only anchors our selfhood and feet to the ground, it seemingly calibrates and normalizes where, and therefore who, we are.“

Raum hat dabei eine normalisierende Funktion, die uns auch als Person verortet. Der Raum bestimmt mit, „wer“ wir sind. Da Raum individuell immer wieder anders hergestellt, erfahren und navigiert wird, folgert McKittrick: „Black matters are spatial matters [as] geographies in the diaspora are accentuated by racist paradigms of the past and their ongoing hierarchical patterns.“ (2006: xii) Das Hineinwirken rassistischer Paradigmen in die Gegenwart führt konsequent zu hierarchisch strukturierten Verortungen, die sowohl in räumlicher als auch in sozialer Hinsicht ausgehandelt werden. Auch die Arbeiten von Michelle Wright befassen sich mit dem spezifischen *Wo und Wann* des Schwarzseins und vertreten „[a] phenomenology of Blackness, that is, when and where it is being imagined, defined and performed and in what locations, both figurative and literal can move Blackness beyond something just located on the body“ (2015: 3; Herv. d. A.). *Blackness* (aber auch *whiteness*) wird demnach zu den Bedingungen eines bestimmten Orts zu einem bestimmten Zeitpunkt konstituiert. Dies führt zu der Frage, wie bestimmte urbane Räume bestimmte Formen von Rassifizierung und *Blackness* hervorbringen.

Die Achsen der Rassifizierung in Berlin sind vielfältig, überschneiden sich und sind mit nationalen Diskursen und Strukturen verknüpft. Obwohl Deutschland nur relativ kurz afrikanische Kolonien besaß, beging es den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts in Namibia, der jedoch erst 2015 offiziell anerkannt wurde (von Hammerstein 2016). Ähnlich wie in anderen europäischen Kontexten gibt es eine lange Geschichte der Entmenschlichung schwarzer Personen aus Afrika, die von der Einrichtung von „Menschenzoos“ mit Ausstellungen afrikanischer Menschen bis zur Berliner Konferenz reicht, auf der die Europäer über die Aufteilung und Inbesitznahme des afrikanischen Kontinents entschieden. Das Erbe der Herabwürdigung lebt weiter. Der Afrozensus (EOTO/CFE 2020) verdeutlicht, dass Kriminalisierung, Sexualisierung

und Exotisierung zentrale Muster des Rassismus gegen Schwarze in Deutschland sind. Der Bericht weist jedoch auch sorgfältig auf die Heterogenität innerhalb seiner Stichprobe hin.

Antimuslimischer Rassismus stellt eine weitere Achse der Rassifizierung dar. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich ein rechts-extremer Populismus entwickelt, der antimuslimische und migrantenfeindliche Stimmungen miteinander verbindet. Iman Attia (2015) positioniert antimuslimischen Rassismus als hegemoniale gesellschaftliche Manifestation, die darauf abzielt, weiße Privilegien zu sichern. Yasemin Yildiz (2009) beschreibt, wie die Religion die ethnisch-nationale Herkunft als zentrales Differenzierungsmerkmal in Deutschland abgelöst hat. Es ist auch wichtig anzuerkennen, dass nicht alle Formen von Weißsein gleich sind, da Weißsein nicht nur in Bezug auf Schwarzsein, sondern auch in Bezug auf andere Formen von Weißsein geprägt ist (Nayak 2003). Die Stigmatisierung weißer Osteuropäer als minderwertig zeigt, wie der Wert der Weißheit durch unterschiedliche politische und wirtschaftliche Geschichten beeinflusst wird (Rzepnikowska 2019).

Eine feministische Intersektionalitätsanalyse, die den Aspekt der räumlichen Situiertheit berücksichtigt, kann verdeutlichen, wie widersprüchliche Positionen durch gelebte Alltagserfahrung von rassifizierten ethnischen Minderheiten in Berlin verhandelt werden. Floya Anthias (2008) schlägt vor, den Begriff der „translokationalen Positionalität“ als heuristisches Instrument zu nutzen, um die komplexen Prozesse der paradoxen Subjektivitätsproduktion zu erfassen. Dieser bezieht sich also auf zeitgleich eingenommene, aber höchst widersprüchliche Positionen, zwischen denen sich Personen bewegen. Die Herstellung von Ungleichheit und Differenz wird dabei nicht als subjektiv-individueller, sondern als *situierter* sozialer Prozess betrachtet (Anthias 2002). Die Perspektive verschiebt sich weg von der Frage „Wer bist du?“ hin zu „Was hast du (zu bieten)? Und wie?“, was wiederum zurück zu Wrights Frage führt, wie sich das Wo und Wann von Schwarzsein außerhalb des Körpers bewegt.

#### 4. Methodisches Vorgehen

Meine Untersuchung stützt sich auf empirische Daten aus einem Forschungsprojekt über britische Migrant\_innen in Berlin, das seit 2019 läuft. Das Material basiert auf 40 halbstrukturierten Interviews und teilnehmenden Beobachtungen in Chorgruppen und Sportteams mit dem Ziel, herauszufinden, wie diese Migrant\_innen nach dem

Brexit Berlin verändern und von Berlin verändert werden. Anhand der Betrachtung ihrer alltäglichen Routinen soll geklärt werden, ob und wie sich neue Hierarchien der Zugehörigkeit bilden beziehungsweise ob britische Migrant\_innen ein Gefühl der transnationalen Zugehörigkeit über unterschiedliche Räume, Erinnerungen und Geschichten hinweg entwickeln (Reckwitz 2012). Die Daten aus den Interviews sind dabei kein Nebenprodukt aus einem anderen, größeren Projekt, sondern bieten einen tiefen Einblick in die Art und Weise, wie Migrationsprozesse, Alltagsroutinen und urbane Räume von rassistischen und klassifizierenden Praktiken durchdrungen sind. Die Interviews und „mapping exercises“, die ich mit allen Teilnehmenden durchgeführt habe, enthielten Fragen zu meinem zentralen Forschungsanliegen: den Prozessen der Differenzierung und Klassifizierung in Berlin. Der qualitative, narrative Analyseansatz fokussiert darauf, individuelle Erfahrungen zu verstehen und in Beziehung zu den Erfahrungen anderer, aber auch zur weiteren sozialen „landscape“ zu setzen (Pinnegar/Daynes 2007: 5). Er basiert auf einem induktiven Verfahren des genauen, mehrfachen Anhörens der Interviews sowie des Herausfilterns und Transkribierens regelmäßig auftretender Themen und Motive, auch und gerade in ihrem Zusammenhang. Die Interviews verstehe ich als kollaboratives Ergebnis einer sozialen Interaktion zwischen Forschenden und Teilnehmenden (Rapley 2001), wobei ich mir der Machtdynamiken dieser Beziehung im Klaren bin. Wiewohl die Befragten Autor\_innen ihrer eigenen Erzählung waren, habe ich als Studienverfasserin das letzte Wort darüber, wie diese Erzählungen verwendet werden. Diesem mir durchaus bewussten Machtungleichgewicht versuche ich dadurch zu begegnen, dass ich marginalisierte und weniger dominante Erzählungen in den Vordergrund rücke (Back 2007). Alle Interviews fanden in englischer Sprache statt und wurden für diesen Beitrag ins Deutsche übersetzt.

Die Auswertung umfasst neun Interviews mit Brit\_innen of Colour unter der Fragestellung, wie diese mit der widersprüchlichen Positionierung umgehen, die sie als relativ gut verdienende, aber gleichzeitig rassifizierte Migrant\_innen in Berlin einnehmen. Ich beziehe mich zwar nicht auf alle neun Interviews im selben Maß, sondern konzentriere mich ausführlicher auf drei. Allerdings laufen die anderen sechs im Hintergrund mit, da sie auf ähnliche Muster und Erfahrungen rekurren wie die im Fokus stehenden. Die Interviews dauerten zwischen 90 und 120 Minuten, eines fast drei Stunden, und mit einigen Befragten traf ich mich zweimal.

Die Namen der Interviewpartner\_innen wurden anonymisiert, um ihre Identität zu schützen. Im Wissen um meine privilegierte Position als weiße Akademikerin aus der Mittelschicht mit US-amerikanischer und britischer Staatsbürgerschaft war es mir ein Anliegen, die unreflektierte Reproduktion einer „weißen Soziologie“ (Bhatt 2016) möglichst zu vermeiden. Um dies auch methodisch anzugehen, habe ich eine einseitige Betonung des Weißseins bewusst ausgeschlossen und den Schwerpunkt ausdrücklich auf die Stimmen schwarzer und ethnischer Minderheiten in Großbritannien gelegt (Bhambra 2017).

## 5. Berlin – Hort der Freiheit?

Ein Indikator für deutsche oder europäische Abstammung wird häufig in der weißen Hautfarbe gesehen (Müller 2011), wobei eine ethnisch-nationale Form der Identität zur „Rassifizierung der Nationalität“ beiträgt (Ha 2012). Da die deutsche Staatsbürgerschaft lange auf dem *ius sanguinis* basierte, werden rassifizierte Minderheiten bis heute immer wieder als nicht deutsch eingestuft, obwohl dieses Gesetz seit 1999 nicht mehr gilt (Salem/Thompson 2016). Denise Bergold-Caldwell beschreibt verschiedene Konstruktionen und Hierarchien von Rassismus in Deutschland. „Kolonialer Rassismus“ ist in ihrer Definition ein Phänomen der Moderne, das zur Rechtfertigung der Unterwerfung und Versklavung von afrikanischen Menschen diente (ebd. 2020: 115). In deutschsprachigen Ländern wurde der Begriff *race* nach dem Zweiten Weltkrieg in liberalen und wissenschaftlichen Diskursen aufgrund seiner zentralen Rolle im Nationalsozialismus und in der Shoa selten verwendet (Lentin 2008), was allerdings Diskussionen über den Zusammenhang zwischen Rassismus und Antisemitismus erschwerte (Mendel/Cheema/Arnold 2022). Rassistische Diskriminierung wird in den meisten Fällen nicht als strukturelles Problem, sondern gerade von institutioneller Seite als Handeln von „Einzeltäter\_innen“ eingestuft.

Laut Statistischem Bundesamt lebten 2020 über 20.655 britische Staatsbürger\_innen in Berlin, und nirgendwo in Deutschland ist die Konzentration dieser nationalen Gruppe höher (Destatis 2021). In britischen Medien wird Berlin angesichts steigender Lebenshaltungskosten und sinkender Lebensqualität in Großbritannien häufig als reizvolle Alternative zu britischen Großstädten, als liberaler Hort der Freiheit und des Nonkonformismus porträtiert (Dyckhoff 2011). In Interviews mit weißen britischen Gesprächspartner\_innen bestätigt sich diese Sicht. Für

Migrant\_innen of Colour stellt sich die Sache jedoch komplizierter dar. Der 37-jährige Aaron stammt nach eigenen Angaben aus einer Familie der unteren Mittelschicht und ist trinidadischer, grenadischer und britischer Herkunft. Aaron hatte schon immer „Fernweh“ und das Gefühl, von anderswo her zu sein als seine Umgebung, obwohl er in Großbritannien geboren wurde. Aaron findet zum Beispiel, dass das Image Berlins als Hort der Freiheit für schwarze Migrant\_innen nicht ohne Weiteres gilt:

„Ich glaube, dass viele People of Colour in diese Falle tappen. Sie pflegen diese weiße, freiheitliche Vorstellung von Berlin als einem toleranten Ort, an dem es sich billig leben lässt und jeder macht, was er oder sie will. Du kannst sein, wer du willst – und bis zu einem gewissen Grad stimmt das, aber für Weiße stimmt es eher. [...] Klar ist [die Stadt] international, aber sie ist auch immer noch sehr weiß.“

(2020, 16:57; Übers. d. A.)

Obwohl Aaron es genießt, abseits von Großbritanniens Turbo-Neoliberalismus viel mehr Zeit für seine persönliche Entfaltung und seine Hobbys zu haben, ist er sich des Weißseins der Stadt sehr bewusst. Viele, wenn auch nicht alle der von mir befragten Studienteilnehmer\_innen of Colour bestätigen diese Sicht und berichten von einem Spagat zwischen den Freiheiten einer vielfältigen queeren (Sub-)Kultur in der Stadt und zuvor unbekanntenen Formen der rassistischen Diskriminierung, die ihnen erstmalig in Berlin begegneten.

## **6. Koloniale Geschichte, Migrationsregime und verkörperter städtischer Raum**

Im Folgenden werde ich die Schnittpunkte von *race*, Klasse, Geschlecht und Staatsbürgerschaft im Kontext des Görlitzer Parks in Berlin untersuchen, um aufzuzeigen, dass es sich um eine sehr heterogene Erfahrung handelt, schwarz zu sein. Der „Görli“ wurde 1991 eröffnet und ist ein beliebter Freizeitort für viele unterschiedliche soziale Gruppen, Familien, Migrant\_innen, Geflüchtete, Tourist\_innen. Er liegt in Kreuzberg im ehemaligen Bezirk S036, der historisch mit radikalen Formen der Politisierung, alternativen Lebensstilen und Projekten, aber seit den Nachkriegsjahrzehnten auch in hohem Maß mit Migration verbunden ist. Im Park gibt es neben einem großen Spielplatz auch einen Kinderbauernhof. Der „Görli“ ist nicht nur ein stadtbekanntes Freizeittreff, sondern ebenfalls ein Drogenumschlagplatz, der auch von

## „We are not all in Görlitzer Park“

vielen schwarzen Männern mit afrikanischer Herkunft frequentiert wird. Von der Polizei seit Jahren als „kriminalitätsbelasteter“ Ort definiert, ist die Präsenz von Ordnungskräften dort hoch und polizeiliche Befugnisse sind stark erweitert. Dies macht den Park zu einem „Ausnahmeort“, an dem Razzien und Polizeiübergriffe an der Tagesordnung sind (Haid 2017: 295). Schon in den späten 1990er-Jahren wird der Park als Hort von Jugendkriminalität problematisiert (Kaps 2020: 9), wobei sich der mediale Diskurs bald vor allem auf Ängste hinsichtlich der Gefahren, die von Migrant\_innen, Geflüchteten und Drogenkriminalität ausgehen, fokussierte. Bernd Belina beschreibt, wie die Schaffung eines „Ausnahmeorts“ das Abstrakte durch Polizeitaktiken konkretisiert, und zeigt,

„dass das Regieren mittels Kriminalisierung und Raum auf einer Reihe von Abstraktionen basiert, die die Polizei praktisch vollzieht. Diese Abstraktionen ermöglichen, dass Teile der Bevölkerung, die primär durch Klassenlage und rassistische Ausgrenzung bestimmt sind, als gefährlich gelten und die Polizeiarbeit für eben jene Teile der Bevölkerung gefährlich wird.“

(Belina 2023: 10)

Institutioneller Rassismus richtet sich gegen BiPoC-Personen durch Racial Profiling, also Kontrollen von Menschen, die allein aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihres Herkunftsorts, und nicht aufgrund eines verdächtigen Verhaltens, erfolgen (Tsianos 2018) – BiPoC wird damit gewissermaßen zum Verdachtsmoment.

Meine Interviewpartner Abeo und Aaron, beide britischer Herkunft und schwarzer Hautfarbe, erleben und interpretieren diese öffentlichen Grünflächen durch ihre individuellen Erfahrungen. Es zeigt sich, dass dieser Raum spezifische Ordnungen in Bezug auf *race*, Klasse, Nationalität und Geschlecht hervorbringt. Aaron hatte mit mehreren Männern gesprochen, die im Park herumstanden. Einige gaben an, Asyl beantragt zu haben, während andere nur eine befristete Aufenthaltsgenehmigung und daher kaum Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt hatten. Dies beeinflusst auch, wie Abeo und Aaron diesen urbanen Raum erleben, obwohl sie sich auf ganz andere soziale, wirtschaftliche und staatsbürgerliche Privilegien verlassen können als die Männer im Park. Dabei spielt ihre Klassenzugehörigkeit eine wesentliche Rolle. Beide haben einen Hochschulabschluss, Aaron sogar einen Dokortitel. Abeo verfügt über einen privilegierten Mittelschichtshintergrund, während Aaron seinen

Hintergrund als „kleinbürgerlich“ beschreibt und erzählt, wie er sich als Schwarzer in dem kleinen englischen Dorf, in dem er aufgewachsen ist, immer als Außenseiter fühlte. Er spricht über seine Kindheit bei seinen weißen Großeltern und darüber, dass er nie wusste, wie er seine Haare tragen oder mit seinem Afro umgehen sollte. In Berlin rechnete er damit, als Ausländer behandelt zu werden. Abeo hingegen beschreibt sich ohne zu zögern als „foreign service brat“, der als Sohn nigerianischer Außenministeriumsangestellter in verschiedenen Ländern privilegiert aufgewachsen ist und Eliteinternate besucht hat. Um Wright (2015: 17) zu zitieren: „Eine Vielzahl von ‚Wo‘ der Blackness kommt in diesem ‚Wann‘ zusammen.“ Mit anderen Worten: In dieser städtischen Grünfläche konvergieren vielfältige Formen der Schwarzheit, die von sehr unterschiedlichen Hintergründen und Geschichten geprägt sind.

### 6.1. Solidarität unter (verschiedenen) Schwarzen

Aaron schildert, wie schnell er merkte, dass seine Erfahrungen als schwarzer Brite in Berlin sich von jenen seiner weißen britischen Freund\_innen unterschied: Rassistische Diskriminierungen blieben Letzteren erspart. Die Begegnungen mit den afrikanischen Migrant\_innen im Görlitzer Park weckten in ihm eine Ahnung seines Privilegs als gebildeter Brite. Als Geschäftsführer eines Cafés am Park erlebt er häufig, wie die Schwarzen im Park von Polizeikräften schikaniert werden. In seinen Pausen unterhält er sich manchmal mit ihnen über Asylanträge oder ihre Situation als Geflüchtete. Aus einem Gefühl der Solidarität heraus gestattet er dem einen oder anderen bisweilen, seine Tasche am Tresen zu lassen oder im Café Zuflucht zu nehmen, wenn die Polizei wieder anrückt. So nutzt er sein Quäntchen Macht, um einen sicheren Ort abseits von Park und Polizei zu schaffen. Aaron erläutert:

„Was sie [die Männer] mir so erzählten, hat mir echt die Augen geöffnet, denn ich an ihrer Stelle hätte natürlich einfach meinen britischen Pass gezückt, und die [Polizisten] hätten gesagt: ‚Ah ja, dann ist ja gut.‘ Also mir ist schon klar, dass ich, obwohl ich auch schwarz bin, bestimmte Privilegien habe und mir Dinge aufgrund meiner britischen Staatsbürgerschaft erlauben kann, die sich andere nicht leisten dürfen, das ist vielleicht auch eine Klassenfrage ... Jedenfalls hat mir das echt die Augen geöffnet, darüber hab ich nie nachgedacht, bis ich buchstäblich damit, naja, konfrontiert wurde.“

(2020, 29:30; Übers. d. A.)

Die genannte Konfrontation besteht darin, dass Aaron sich durch die Begegnungen im und am Görlitzer Park plötzlich der durch tiefe Widersprüche geprägten Position bewusst wird, die er selbst hier einnimmt. Im früheren britischen Kontext war das nicht der Fall (Anthias 2008). Wie „legal“ der Aufenthalt von Zugewanderten eingestuft wird, hängt vom Grenzregime des aufnehmenden Landes ab. Die juristische Kluft zwischen dem schwarzen Briten Aaron und den schwarzen Männern aus dem Park ist in Deutschland in dieser Hinsicht enorm. Aaron ist im Besitz eines zehn Jahre gültigen, verlängerbaren Aufenthaltstitels, der auch eine Arbeitserlaubnis und Anspruch auf Sozialleistungen einschließt. Den anderen Migrant\_innen aus dem Görlitzer Park ist der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt erschwert oder verwehrt. Der jeweilige Pass differenziert somit unterschiedliche Arten des Schwarzseins im öffentlichen Raum aus und hat – abhängig vom geltenden Grenzregime – starke Auswirkungen auf die Sozialität seiner Inhaber\_innen im Alltag (Yuval-Davis/Wemyss/Cassidy 2019). Dies wiederum beeinflusst, wie und wo man sich im Alltag bewegen kann und wem welche Rechte formell und informell gewährt werden. Der Park ist ein „verkörperter Raum“, in dem das Globale und das Lokale in die Räume des täglichen Lebens eingebettet sind und Bindungen, Gefühle und Moral ins Spiel kommen (Low 2009: 22; Übers. d. A.). Aaron zeigt sich mit anderen schwarzen Migrant\_innen in Berlin zwar solidarisch, doch sein Pass sieht eine andere Art des Schwarzseins für ihn vor, die ihn in gewissem Maß vor Polizeikontrollen und Überwachung schützt. Allerdings berichtet auch er von Strategien, die er anwendet, um sich vor rassistischer Diskriminierung zu schützen. Dazu gehörte es, Deutsch zu lernen, und zwar deutlich schneller als seine weißen britischen Mitzugewanderten. Er wollte damit auch seine Bemühungen zeigen, sich in die deutsche Kultur einzufügen. Aaron berichtet außerdem, dass er sich nur in Gegenden innerhalb des Dreiecks Mitte–Kreuzberg–Neukölln bewege, und benennt Lichtenberg oder Weißensee explizit als potenziell ungeeignete Stadtteile für schwarze Menschen. Außerdem entfernte er auch sein Foto aus seinem Lebenslauf, als er sich auf Stellen bewarb, und beschreibt, wie ihm diese Strategie dabei half, mehr Vorstellungsgespräche zu erhalten.

## 6.2. Sich Anerkennung verschaffen

Der 34-jährige Abeo beschreibt sich selbst in erster Linie als schwarzen „Anderen“, obwohl auch er britischer Staatsbürger ist. Insbesondere betont er, dass er es schwierig finde, die Klassenzugehörigkeit ins andere Land zu importieren („[it] does not travel well across borders“, so Abeo), im Vereinigten Königreich würde er sich der Mittelklasse zugehörig fühlen. Abeo schildert, dass er in den ersten Monaten in Berlin nur äußerst ungern durch den Görlitzer Park lief. Um sich von den Männern im Park abzugrenzen, wählte er bewusst eine Form der Selbstdarstellung, die seine Zugehörigkeit zur englischen Mittelschicht stark betonte. Dazu gehörte das Tragen eines Anzugs und von Oxford-Schuhen bei der Arbeit. Zuvor hatte er im Finanzsektor in der City of London gearbeitet, nach Berlin führte ihn eine Stelle bei einem Hightech-Unternehmen. Durch den Görlitzer Park wäre er fußläufig schnell in seinem neuen Büro gewesen, doch er mied den Park und nahm regelmäßig einen Umweg in Kauf, um die große Gruppe von Männern, die Parkeingang und Wege belagerten, zu umgehen. In London assoziierte Abeo große Gruppen von Männern automatisch mit möglichem Ärger und Schwierigkeiten, und das blieb auch in Berlin so. Irgendwann ärgerte er sich dann aber über sich selbst und beschloss, die Männer im Park anzusprechen: „Ich dachte, ich schließe einfach Freundschaft mit ihnen, dann kann ich durch den Park laufen und Hallo rufen, und wir lernen uns so vielleicht besser kennen.“ Seitdem fühlt er sich wohler und macht auch keinen Umweg mehr. Allerdings nervt es ihn, dass er nun permanent von anderen Leuten im Park wegen Drogen angehauen wird. Seine allein durch das Schwarzsein erhöhte Sichtbarkeit im öffentlichen Raum, die trotz seiner vornehmen „Berufskleidung“ bestehen bleibt, und die Verkennung als Dealer führt er zurück auf „den Park“ – also den Raum, zu dessen Bestandteil er durch die Durchquerung des Parkgeländes wird – und auf die dort ablaufenden (illegalen) Aktivitäten:

„Dass ich nach dem Mittagessen ständig von Leuten angesprochen wurde, die Gras kaufen wollten, fand ich – also der Park liegt ja in unmittelbarer Nähe zu meiner Arbeitsstelle [...] In London bin ich anonym, aber hier in Berlin fühle ich mich nicht mehr anonym, sondern total auffällig. Und dann wundere ich mich schon, warum ich im Alltag nie andere Schwarze treffe, außer denen im Görlitzer Park. Kein Barista, kein Kassierer, kein Kellner ist schwarz. Nur wenn ich durch den Park laufe, sehe ich Schwarze, nur an diesem

## „We are not all in Görlitzer Park“

einen Ort. Das muss auf die Wahrnehmung der Leute abgefärbt haben, deshalb werde ich auf der Straße wohl ständig nach Marihuana gefragt.“

(2020, 15:38; Übers. d. A.)

Abeo stellt einen Zusammenhang her zwischen dem urbanen Raum Park und dort stattfindenden Aktivitäten einerseits und der buchstäblich „eingefärbten“ Sicht auf das Schwarzsein, der spezifischen Wahrnehmung von *Blackness* in Berlin, die ihn als Drogendealer verkennt und seine Sichtbarkeit im öffentlichen Raum verstärkt, andererseits. Der materielle Raum und die Menschen, aus denen er sich zusammensetzt, normalisieren Abeos Verortung als Schwarzer in Berlin. Die Markiertheit des Parks als Ort kriminalisierter schwarzer Männlichkeit kontaminiert so aber auch Abeos Schwarzsein. Interessant ist dabei, dass die Kategorie *race* die der Klasse im öffentlichen Raum zu überlagern scheint. Abeos Geschichte und Hintergrund haben nichts mit der eines armen, ums Überleben kämpfenden Afrikaners in Berlin zu tun. Deshalb versucht er, sich von geringgeschätzten Formen des Schwarzseins zu distanzieren, die mit dem Görlitzer Park verbunden werden. Dazu dienen ihm Kleidungsstil, Sprechweise und Akzent, aber auch bestimmte Freizeitbeschäftigungen. Vor allem die Art, sich zu kleiden, nimmt bei ihm einen hohen Stellenwert ein und ist zudem ein wirksames Mittel, um sich auch optisch im öffentlichen Raum von bestimmten Gruppen und den eher leger gekleideten schwarzen Männern im Park zu unterscheiden. Abeo beschreibt, dass er in Berlin oft als overdressed wahrgenommen wird. Als seine Freundin ihm riet, zum Jobinterview einfach Jeans zu tragen, lehnte er ab und erzählt:

„Ich bin ein Londoner City Boy und gewohnt, im Anzug zur Arbeit zu erscheinen. [...] Also Anzug [zum Jobinterview] ja, aber keine Krawatte, das war mein Zugeständnis. Allerdings hatte ich die Krawatte sicherheitshalber doch in meiner Innentasche dabei. Aber als ich am Görlitzer U-Bahnhof ausstieg, wurde mir schlagartig klar, dass das fehl am Platz war.“

(2020, 19:55; Übers. d. A.)

Er schildert, dass das Tragen eines Männerhemds ohne entsprechendes Anzugsjackett in London höchstens „samstags auf dem Wochenmarkt“ gehe. In Berlin hingegen hätten die Leute ständig gedacht: „Der

macht sich aber schick.“ Sich gut zu kleiden, schützt ihn, indem es ihn von der mindergeschätzten *Blackness* der Männer aus dem Görlitzer Park abhebt. Doch sein Gespür für die differenzierende Rolle von Kleidung wurde bereits in London geschärft, wo er, wie er berichtet, „lernte, niemals Kapuzenshirts zu tragen“, weil die stets mit kriminalisiertem Schwarzsein in Verbindung gebracht würden.

Im Alltag bedient sich Abeo bei der Aussprache im Englischen eines stark betonten britischen Akzents als Mittel der kulturellen und sozialen Distinktion. Er erzählt, wie er die *Galleries Lafayette*, ein teures französisches Kaufhaus in Berlin-Mitte, einmal mit übertrieben prahlerischem Gehabe betreten habe, das er „the bravado of the Londoner“ nennt. „Manchmal tu’ ich absichtlich so, als könnte ich kein Deutsch“, sagt er und fügt im gekünsteltesten Tonfall der britischen Upperclass hinzu: „Oh, so terribly sorry!, und die Leute dann immer: ‚Oh wow, London!‘, und ich dann: Gut, dann hätten wir das also geklärt, ich komme aus einer ziemlich geilen Stadt.“ (2020: 45:29; Übers. d. A.) Es verschafft ihm in bestimmten Situationen offenbar einen Mehrwert, zu signalisieren, dass er aus Großbritannien kommt.

Klassenspezifische Distinktionsmarker wie Aussprache und Akzent werden durch Eliteinstitutionen perpetuiert und von deren Absolvent\_innen wie Abeo zur eigenen Aufwertung eingesetzt. Als solche Marker sind sie Ausdruck des kolonialen Nachlebens des britischen Empire. In einem Akt der possessiven Selbstbehauptung setzt sich Abeo von der „Masse“ ab (Skeggs 2004: 7). Dieses Selbst ist „klassifiziert“ im Sinne von Valerie Walkerdine: „[D]as neoliberale Subjekt als autonom-freiheitliches ist geformt nach dem Bild der Mittelklasse.“ (2003: 239; Übers. d. A.) Das durch die verschiedenen Schaltkreise des Empire errungene soziale Kapital wird nun in Berlin ironischerweise mobilisiert, um sich gegen Rassismus und Rassifizierung zu wehren. Abeo hofft, dass der Brexit seinen „Wert“ als Londoner nicht schmälert: „Diese Faszination mit London ... die wird hoffentlich bleiben, denn wenn die verloren geht, dann lande ich sofort eine Sprosse tiefer auf der [sozialen] Leiter.“ Der hohe Stellenwert von London und *Britishness* wird von ihm eingesetzt, um seine eigene soziale Position zu erhöhen. Dies scheint besonders dann geboten, wenn Abeos Schwarzsein, geprägt durch die Werte der britischen Mittelschicht, irrtümlich mit weniger geachteten Formen von *Blackness* gleichgesetzt und dadurch abgewertet wird. Um der erhöhten Sichtbarkeit im Berliner Stadtraum etwas entgegenzusetzen,

hat Abeo folgende Strategie entwickelt: „Ich sage mir einfach, ich bin ein Botschafter unserer Marke: Ein ganz gewöhnlicher, ordentlicher schwarzer Typ, der während der U-Bahn-Fahrt zur Arbeit seine Zeitung liest. Wir sind eben nicht alle nur im Görlitzer Park.“ Er versucht so, die vorherrschenden und maßgeblich auch über den Görlitzer Park mit Kriminalität verknüpften Formen von Schwarzsein in Berlin zu „normalisieren“ und ihnen eine neue Richtung zu geben.

Die Aufrechterhaltung eines gehobenen Mittelklasse-Auftritts bedeutet, dass Abeo in „Respektabilität“ lebt, die „die Fähigkeit [in den Vordergrund stellt], den Schein zu wahren, einen Lebensstandard zu sichern, der es einem ermöglicht, sich die Dinge zu leisten, die zu seiner sozialen Stellung passen und diese verkörpern“ (Hall et al. 1978: 141; Übers. d. A.). Obwohl Abeo täglich Rassismus ausgesetzt ist, erwähnt er nicht, dass er von der Polizei angesprochen wurde, außerdem unterliegt er keinen restriktiven Migrationsbestimmungen.

Die polizeiliche Einstufung des Görlitzer Parks als „kriminalitätsbelastetem Ort“ trägt zusammen mit den in Deutschland geltenden Einwanderungsbedingungen dazu bei, einen stigmatisierten urbanen Raum zu schaffen, der wiederum das bestehende Bild einer kriminalisierten Form von Schwarzsein verfestigt. Die Materialität des Parks weckt bestimmte, weit über den Bezirk hinaus wirksame Vorstellungen, und zu diesen stigmatisierenden Annahmen müssen sich Abeo, Aaron und andere schwarze Männer in Berlin verhalten. Abeo ergreift Maßnahmen, um zwischen sich und dem Görlitzer Park eine klare Trennlinie zu setzen und nicht durch den Ort positioniert und genormt zu werden (im Sinne von: das Wo bestimmt, wer er ist; vgl. McKittrick 2006). Auch Aaron, der sich mit den Schwarzen im Park solidarisiert, hat erst im Berliner Alltag erkannt, dass sein Schwarzsein als Brite in Berlin andere räumliche und zeitliche Bezüge sowie andere Kontexte aufruft als das der Männer im Park. Er ist mit Großbritannien und der Moderne auf eine Weise verbunden, die für die Männer im Park unerreichbar ist.

### 6.3. Koloniale Spuren im Kontext des Brexits

Wie Abeo und Aaron mobilisieren auch britische Frauen of Colour *Britishness*, um ihren Platz und ihre Wertigkeit in Berlin zu behaupten. Die soziale Kategorie Geschlecht spielt hier zudem eine wichtige Rolle, denn anders als Abeo und Aaron werden sie nicht als Drogendealerinnen angesprochen, jedenfalls wurde in keinem der Interviews

darauf verwiesen. Die Frauen beschreiben jedoch ein Gefühl extrem erhöhter Sichtbarkeit im öffentlichen Raum, die einhergeht mit Exotisierungstendenzen durch die Unterstellung, sie stammten aus einem nicht europäischen Land. Die 24-jährige Adama lebt seit zwei Jahren in Berlin, wo sie einen Masterabschluss in Chemie anstrebt. Sie bezeichnet sich selbst als schwarze Britin und gehört laut Selbstaussage der unteren Mittelschicht an. Adama bringt ihre britische Nationalität in direkten Zusammenhang mit dem früheren Empire. Sie wurde in Sierra Leone geboren, wuchs in London auf und meint: „Ich glaube, in Großbritannien wurde Rassismus erfunden.“ Allerdings sieht sie die britische Insel auch als eine Art „Hochleistungsmaschine“, die die enormen Verkehrsströme zwischen einstiger Kolonialmacht und Kolonien am Laufen hält. Trotz aller Verbrechen während der Kolonialzeit sind es gerade diese Ströme und Austauschprozesse, die ihr Zugehörigkeitsgefühl zu Großbritannien festigen:

„Unser Verhältnis zu Großbritannien ist viel stärker von einem Gefühl der Zugehörigkeit geprägt [als zu Deutschland]. Meine Eltern stammen aus Sierra Leone, aber meine Mutter hat in Loughborough studiert. Als Kind hatte mein Vater in London gelebt, mein Großvater studierte in Durham. In meiner Familie ging [es] immer hin und her zwischen Sierra Leone und Großbritannien. Vom Kolonialismus geprägt, ja – aber es gab auch ... Kameradschaft wäre nicht das richtige Wort, aber einen durchaus freundlichen Umgang zwischen beiden Ländern. Ich habe mich in Großbritannien nie fremd gefühlt. Die Verflechtungen sind eben sehr eng, ohne Ghana oder Sierra Leone gäbe es ja auch kein Vereinigtes Königreich, man entwickelt einfach das starke Gefühl, identitätsmäßig beides zu sein.“

(2020, 40:39; Übers. d. A.)

Die historischen Verbindungen zwischen den Ländern führen bei Adama zu einem Gefühl der beidseitigen Zugehörigkeit, aber auch zu einem Verständnis dafür, dass Geschichte und die durch die Kolonialmacht verursachten Brüche und Versehrungen bis in die Gegenwart hineinwirken. Diese widersprüchliche Spannung, die ihr Zugehörigkeitsgefühl zu Großbritannien eher festigt, vermisst sie in Deutschland. Andererseits beschreibt sie Großbritannien als Rassismus generierende Maschine. Während sie historische und koloniale Bezüge aufruft, um ihre Verbundenheit mit dem Vereinigten Königreich zu rechtfertigen, scheint

ihre Verortung in Deutschland weniger eindeutig zu sein. Sie mobilisiert also *Britishness*, um ihr Recht, in Berlin zu leben, einzuordnen:

„Der Umzug hat Interessantes zutage gefördert, weil ich mich plötzlich frage, was bedeutet es [Britischsein] mir eigentlich, wie fühle ich mich damit? Hier bin ich also plötzlich, na sowas!, eine Person of Colour und Britin! Und ich frage mich die ganze Zeit, warum ich so – naja, ich habe einen britischen Pass, aber *warum ich so an dem klebe, brauche ich den, als Begründung für mein Hiersein [in Berlin]?*“

(2020, 45:23; Übers. d. A.)

Adama hinterfragt ihre Nähe zu *Britishness* erst, seit sie in Berlin lebt. Sie beschreibt im Interview, dass sie öfter gefragt werde, ob sie eine Geflüchtete sei. Schnell versichert sie, sie hätte kein Problem mit Geflüchteten, doch sie sei eine Doktorandin aus London. Nach dem Brexit sieht Adama eine erhöhte Notwendigkeit, durch *Britishness* Anerkennung zu erlangen. Dies dient ihr als Strategie, um sich vor Rassismus zu schützen. Adama leitet ihr Recht, in Berlin zu leben und zu arbeiten, von der kolonialen Vergangenheit ab, denn die einstige Eroberung Sierra Leones und die daraus resultierende britische Staatsbürgerschaft gereichen ihr in Berlin zum Vorteil, wengleich mit einem herben Beigeschmack.

#### 6.4. Widersprüchliche Konstellationen und neue rassistische Ordnungen

Die in der Studie befragten Brit\_innen of Colour verweisen an einigen Stellen darauf, sich dessen bewusst zu sein, selbst Akteur\_innen im laufenden Gentrifizierungsprozess der Stadt zu sein. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass ihr Schwarzsein von Klasse und Nationalität durchkreuzt wird. Als relativ privilegierte, gebildete britische Staatsangehörige, aber im urbanen Raum gleichzeitig rassifizierte Migrant\_innen leben sie in einem permanenten Widerspruch und Spannungsverhältnis. Aaron beschreibt, wie er als Schwarzer sein Bürgerlichsein in Berlin erlebt:

„Ich glaube, viele Schwarze hier, jedenfalls die aus dem UK oder den USA, sind ziemlich bürgerlich. Aber das gilt eben nicht für alle, zumindest nicht für sie [die Männer aus dem Görlitzer Park]. Und dessen bin ich mir sehr bewusst. In der Hinsicht muss ich zugeben, wir [schwarze Migrant\_innen aus Großbritannien und den USA] tragen vermutlich unseren Teil zur Gentrifizierung von Berlin bei.

Aber wir sorgen auch für mehr Diversität, also ist es vielleicht nicht ganz so schlimm? Auf jeden Fall ist es vertrackt. Ein Drahtseilakt, denn beides stimmt ja irgendwie, oder?“

(2020, 1:05:17; Übers. d. A.)

Aaron stellt die zwiespältige Position schwarzer Migrant\_innen aus dem Globalen Norden der von schwarzen Zuwanderten aus dem Globalen Süden gegenüber, die eher aus der Unterschicht stammen. Als „bürgerliche“ Migrant\_innen sind Schwarze aus den USA und Großbritannien einerseits Teil der Gentrifizierung Berlins, tragen aber andererseits zur kulturellen Vielfalt bei. Auch Adama hat das ungute Gefühl, dass ihr Mietverhältnis der Gentrifizierung Vorschub leistet und die angespannte Lage auf dem Berliner Wohnungsmarkt verschlimmert. Aus London kommend, wo die Mieten um ein Vielfaches höher sind, ist Adama bereit, deutlich mehr für ihre Unterkunft zu bezahlen als ihre deutschen Mitbewerber\_innen. Hier zeigt sich, was Anthias (2008) mit dem Begriff der translokationalen Positionierung meint: Schwarze britische Migrant\_innen erleben sich in der widersprüchlichen Position zwischen rassifizierter Minderheit und Mittelklasse-Gentrifizierer\_innen, was zwar, wie Aaron betont, differenziert zu betrachten sei, aber beides der Fall ist.

## **7. Conclusion: Nähe zur Imperialmacht, Moderne, Weißsein und Wertschätzung**

„Die weiße Vorherrschaft ist weltumspannend. Für mich ist das ein altes Lied, eine Art Volkslied, bei dem, egal ob es hier, in Australien oder in den USA gesungen wird, egal ob der Mittelteil anders ist oder die Instrumentierung oder sogar der Takt, die gesummte Melodie stets dieselbe ist.“

(Aaron 2020, 1:20:34; Übers. d. A.)

Dieser Beitrag erörtert, wie schwarze britische Migrant\_innen alltäglichen Rassismus in Berlin erleben. Während sich einige auf ihre Staatsbürgerschaft und die Privilegien der Mittelschicht berufen, um mehr Respekt zu erlangen und sich vor rassistischer Diskriminierung zu schützen, beschreiben andere schwarze Brit\_innen eine von Widersprüchen durchzogene Form von Subjektivität. Während neue Freiheiten wie ein weniger hektisches Arbeitsleben oder mehr Räume, in

denen Menschen offen queer leben, reizvoll sind, werden diese Freiheiten von – den Betroffenen zuvor unbekanntem – Formen des Rassismus durchkreuzt. Aus der Kolonialvergangenheit stammende Hierarchien und kulturelle Prestigemarker wie etwa Sprechweise, höhere Bildung und angesehene Berufe werden in Europas Metropolen von heute als Mittel der hierarchischen Differenzierung und Abgrenzung von anderen Nicht-Weißen eingesetzt. Die Last des Schwarzseins, die meine Gesprächspartner\_innen in Berlin weit über den öffentlichen Raum hinaus erleben, steht einer stillen Leichtigkeit des Weißseins diametral gegenüber. Aarons Zitat oben beschreibt gut, wie allumfassend, stets nur leicht angepasst an je wechselnde Kontexte, weiße Vorherrschaft ist. Um der durch die Anderen (im Görlitzer Park) erzeugten Schwere des Schwarzseins zu begegnen, nutzen die Befragten unterschiedliche Strategien: Sie kleiden sich auffällig schick, reden mit betontem britischem RP-Akzent, sie stellen ihr Britishsein besonders heraus und meiden bestimmte Gegenden in Berlin (Kulz 2022).

Vor dreißig Jahren definierte Manthia Diawara *Britishness* als „das Vorrecht einer bestimmten Form des Sprachgebrauchs, der Literatur, Ideologie und Geschichtsschreibung einer gesellschaftlichen Gruppe, die sich den Rest der Bevölkerung unterordnet“ (1990: 830; Übers. d. A.). Für ihn ist es ein Phänomen der Moderne, die auf Dichotomien gründet und den Kolonisierten „Industrialisierung, Alphabetisierung, Christentum und Individualismus aufbürdet, um den Aufstieg Englands zum Empire zu sichern, aber ihnen gleichzeitig das Recht verwehrt, die Früchte der Moderne zu genießen“ (ebd.; Übers. d. A.). In dieser Lesart ist das britische Subjekt das Original, während das kolonisierte Subjekt immer nur eine Kopie sein kann. Mittlerweile jedoch hat die britische Gesellschaft eine nachhaltig multikulturelle Entwicklung durchlaufen (Gilroy 2004). Meine schwarzen britischen Gesprächspartner\_innen verstehen sich nicht mehr als „Kopie“ einer anderen, echten *Britishness*. Britishsein ist fester Bestandteil ihres Alltags, ihres Lebensgefühls und ihres Selbstverständnisses. In Berlin begründet es indes neue Hierarchien des Schwarzseins, indem *Britishness* dazu dient, Anerkennung durchzusetzen und sozialen Status zu signalisieren in Abgrenzung zu anderen Formen von Schwarzsein.

*Blackness* ist dabei für sie kein Gegensatz zur Moderne – im Gegenteil: Adama beschreibt *Blackness* als Motor der Moderne und stellt eine Verbindung zu post- und dekolonialen Kämpfen her. Schwarzsein wird

als Teil der Moderne und europäischen Geschichte verstanden, an deren Entwicklungen People of Colour ganz selbstverständlich beteiligt waren und sind. Britischsein gehört zu ihrer Identität und begründet ihr Recht, in Europa zu leben. Die Schutzfunktion von *Britishness* – als kulturelle Praxis wie auch als Aufenthaltsberechtigung in Deutschland für die hier befragten Migrant\_innen – erfährt, so fällt auf, eine neue Bedeutung, seit sie außerhalb des Vereinigten Königreichs leben. Aaron fühlt sich, nachdem ihm in seinem Geburtsort in England als Kind immer zu Unrecht die Rolle des Fremden zugewiesen wurde, in Berlin zum ersten Mal als „echter“ Ausländer. Doch sein in der Heimat nie in Gänze zuerkanntes Britischsein hat er mit nach Berlin genommen und mobilisiert es umfänglich zu neuen Zwecken.

Die Schatten des Kolonialismus sind für verschiedene Gruppen von schwarzen Migrant\_innen in Berlin unterschiedlich lang und intersektional durchkreuzt von Klasse, Nationalität und Geschlecht. Die noch immer wirkmächtige Rolle des Kolonialismus im Hinblick auf die soziale Positionierung schwarzer Migrant\_innen in Berlin wird offenkundig, wenn die gesellschaftliche und kulturelle Nähe zur imperialen Metropole über den sozialen Status und den Zuwachs an Anerkennung entscheidet. Über diese Nähe verorten sich britische Migranten wie Abeo und Aaron auf einer anderen temporalen Stufe als die Männer im Görlitzer Park – nämlich in der Moderne –, die allerdings weitgehend durch (post-)koloniale Hierarchisierungen gerahmt ist. Mittels bestimmter Marker wie Sprechweise, Kleidung, Bildungsniveau und Staatsbürgerschaft geben sich die hier befragten britischen Migrant\_innen als gewissermaßen assimilierte (oder: „ge-weiße“) Nachkommen von Nachkriegsmigrant\_innen oder als Kinder der kolonialen Elite zu erkennen. Dennoch bleiben ihnen die Vorteile, die das Weißsein mit sich bringt, weitgehend verwehrt. Die Aufsplitterung von *Blackness* in unterschiedliche Wertigkeiten erscheint somit als reines Indiz für die Beharrungskräfte des „kolonialen Nachlebens“.

Der in den Interviews erkennbare Versuch, die Schwere des Schwarzseins durch das Hervorkehren von Privilegien abzumildern, wirft auch die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit von Solidarität auf. Wright (2015) hält es für geboten, verschiedene Definitionen von Schwarzsein in den Fokus zu rücken, da an vielen Orten der Welt Gruppen von schwarzen Menschen aufeinandertreffen, die sich über ihre je unterschiedliche Geschichte von den anderen abgrenzen. Diese Aushandlungsprozesse

werden intersektional durch Kategorien wie Klasse, Nationalität und weitere soziale Kategorien überlagert. Eine Arbeit an der „gemeinsamen Sache“ erscheint daher wenig realistisch, obwohl Aaron und Abeo die Verbindung zu den Männern im Park auf ihre Weise durchaus suchen. Doch was haben bereits marginalisierte britische Migrant\_innen of Colour zu gewinnen, wenn sie mit jenen gemeinsame Sache machen, die noch weniger Macht besitzen als sie? Hier wird die These von Beverly Skeggs (1997: 162 f.) interessant, die in einer Studie zeigt, wie weiße Frauen aus der britischen Arbeiterklasse um Respekt und Anerkennung ringen und sich gerade dadurch in einem System der Selbstkontrolle und Selbstüberwachung verfangen, das sie erst in diesem Prozess zu reg(ul)ierbaren Subjekten formt. Schwarze britische Migrant\_innen geraten in dieselbe Zwickmühle bei dem Versuch, unerwünschten Zuschreibungen durch kapitalistischen Individualismus und neoliberale Selbstbehauptungsstrategien zu begegnen, die auf Exklusionsmechanismen und der Schaffung eines „mehr-wertigen“ Selbst mit einem Tauschwert beruhen (Brown 2015).

Die politische Dimension wird zudem deutlich, wenn Aaron erklärt: „Skin folk are not always kin folk“ (etwa: Gleiche Hautfarbe bedeutet nicht unbedingt Verwandtschaft), um sein Missfallen darüber auszudrücken, dass sich schwarze US-Amerikaner\_innen selbst als „Expats“ bezeichnen. Wright bezieht sich auf Stuart Hall, um ein Kernproblem zu formulieren: „[T]he heart of the problem of seeking to define Blackness in a way that reflects its diversity yet does not deprive it of its historical materiality.“ (2015: 7) Am Beispiel Görlitzer Park wird diese historische Materialität sichtbar. Tragen also die hier analysierten Verortungsstrategien und die nur partielle Eingliederung britischer schwarzer Migrant\_innen in die europäische Kultur zur Spaltung bei und erschweren Solidarität mit anderen, ärmeren, bildungsferneren Formen des Schwarzseins, die nicht aus dem Globalen Norden stammen? Je größer die geographische Distanz zur einstigen Kolonie und je enger die Nähe zu den imperialen Metropolen – und daraus abgeleitet zu *whiteness* –, desto mehr Prestige und sozialen Status gewinnt *Blackness* auch heute noch. Das durch die Metropole „zivilisierte“ Schwarzsein kann sich zwar als eine wertgeschätzte Form des Schwarzseins positionieren, aber dennoch bleibt diese Position in Abhängigkeit von *whiteness* marginalisiert.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

## Endnoten

- [1] Whiteness ist kein monolithisches Konstrukt, sondern stets verflochten mit Klasse, Staatsangehörigkeit und anderen Faktoren, die mehr oder weniger wertige Formen des Weißseins hervorbringen (Rzepnikowska 2019; Nayak 2003).
- [2] Ich verwende den Begriff „Migrant\_in“ für die Interviewpartner\_innen der Studie, um den Begriff „Expatriat“ zu umgehen, der sonst für Brit\_innen im Ausland geläufig, aber eng mit der kolonialen Vergangenheit, Weißsein und Privilegien verknüpft ist. Mir ist jedoch bewusst, dass auch der Begriff „Migrant\_in“ komplexe politische und soziokulturelle Implikationen hat.

## Autor\_innen

**Christy Kulz** ist Soziologin. Sie erforscht Rassismus, Klasse, Geschlecht und Ungleichheiten in urbanen Räumen mit einem feministischen, intersektionalen Ansatz. Sie interessiert sich auch für Neoliberalismus und Nationalismus in Europa.  
christy.kulz@tu-berlin.de

## Literatur

- Anthias, Floya (2002): Where do I belong? Narrating collective identity and translocational positionality. In: *Ethnicities* 2/4, 491-514.
- Anthias, Floya (2008): Thinking through the lens of translocational positionality: An intersectionality frame for understanding identity and belonging. In: *Translocations* 4/1, 5-20.
- Attia, Iman (2015): Zum Begriff des antimuslimischen Rassismus. In: Zülfukar Çetin / Savaş Taş (Hg.), *Gespräche über Rassismus. Perspektiven & Widerstände*. Berlin: Yilmaz-Günay, 17-29.
- Back, Les (2007): *The art of listening*. London: Berg Publishers.
- Belina, Bernd (2023): *Gefährliche Abstraktionen. Regieren mittels Kriminalisierung und Raum*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Benson, Michaela / Lewis, Chantelle (2019): Brexit, British people of colour in the EU-27 and everyday racism in Britain and Europe. In: *Ethnic and Racial Studies* 42/13, 2211-2228.
- Bergold-Caldwell, Denise (2020): *Schwarze Weiblich\*keiten*. Bielefeld: transcript.
- Bhambra, Gurminder (2017): Brexit, Trump, and „methodological whiteness“: On the misrecognition of race and class. In: *The British Journal of Sociology* 68/S1, S214-S232.
- Bhatt, Chetan (2016): White sociology. In: *Ethnic and Racial Studies* 39/3, 397-404.
- Boatcă, Manuela (2020): Thinking Europe otherwise: Lessons from the Caribbean. In: *Current Sociology* 69/3, 389-414.
- Brown, Wendy (2015): *Undoing the demos*. Princeton: Zone Books.
- Colomb, Claire (2012): Pushing the urban frontier: Temporary uses of space, city marketing and the creative city discourse in 2000s Berlin. In: *Journal of Urban Affairs* 34/2, 131-152.
- Destatis – Statistisches Bundesamt (2021): *Fachserie 1 / 2 <1982 - 2021>: Ergebnisse des Ausländerzentralregisters*. 2020. [https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/DEHeft\\_mods\\_00134482](https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/DEHeft_mods_00134482) (letzter Zugriff am 20.10.2025).
- Diawara, Manthia (1990): Englishness and Blackness: Cricket as discourse on colonialism. In: *Callaloo* 13/4, 830-844.
- Dyckhoff, Tom (2011): Let's move to Kreuzkölln, Berlin. *The Guardian*, 19.3.2011. <https://www.theguardian.com/money/2011/mar/19/move-to-kreuzkolln-berlin> (letzter Zugriff am 12.9.2025).
- Dyer, Richard (2008): *White*. London: Routledge.
- El-Tayeb, Fatima (2011): *European others. Queering ethnicity in postnational Europe*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

## „We are not all in Görlitzer Park“

- El-Tayeb, Fatima (2016): *Undeutsch*. Bielefeld: transcript.
- EOTO – Each One Teach One e. V. / CFE – Citizens For Europe gUG (Hg.) (2020): *Afrozensus 2020: Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland*. <https://afrozensus.de/reports/2020/Afrozensus-2020.pdf> (letzter Zugriff am 22.9.2025).
- Gilroy, Paul (2004): *After empire: Melancholia or convivial culture?* London: Routledge.
- Ha, Kien Nghi (2012): *Strukturelles Problemfeld. Kontinuitäten und Paradoxien des NSU-Terrors*. <https://www.linksnet.de/artikel/27428> (letzter Zugriff am 19.2.2024).
- Haid, Christian (2017): *The Janus face of urban governance: State, informality and ambiguity in Berlin*. In: *Current Sociology* 65/2, 289-301.
- Hall, Stuart (1991): *Old and new identities, old and new ethnicities*. In: Anthony King (Hg.), *Culture, globalization and the world-system*. Hampshire: Macmillan, 41-68.
- Hall, Stuart (2002): *In but not of Europe: Europe and its myths*. In: *Soundings* 22, 57-69.
- Hall, Stuart / Critcher, Chas / Jefferson, Tony / Clarke, John / Roberts, Brian (1978): *Policing the crisis: Mugging, the state and law and order*. London: Macmillan.
- Hammerstein, Katharina von (2016): *The Herero: Witnessing Germany's „other genocide“*. In: *Contemporary French and Francophone Studies* 20/2, 267-286.
- Hartman, Saidiya (2007): *Lose your mother. A journey along the Atlantic slave route*. New York: Macmillan.
- Holm, Andrej / Kuhn, Armin (2011): *Squatting and urban renewal: The interaction of squatter movements and strategies of urban restructuring in Berlin*. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/3, 644-658.
- Kaps, Christina (2020): *Der Görlitzer Park im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg: Problemlagen und Handlungsfelder der kiezorientierten Gewalt und Kriminalitätsprävention*. In: *Berliner Forum Gewaltprävention* 70/3. Berlin: Landeskommission Berlin gegen Gewalt.
- Kulz, Christy (2021): *British migrants in Berlin: Negotiating postcolonial melancholia and racialised nationalism in the wake of Brexit*. In: *Ethnic and Racial Studies* 45/7, 1326-1346.
- Kulz, Christy (2022): *Spaces of the local, spaces of the nation: Intersectional bordering practices in post-Brexit Berlin*. In: *European Urban and Regional Studies* 30/3, 221-234.
- Lentin, Alana (2008): *Europe and the silence about race*. In: *European Journal of Social Theory* 11/4, 487-503.
- Löw, Martina (2000): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Low, Setha (2009): *Towards an anthropological theory of space and place*. In: *Semiotica* 1/4, 21-37.
- Lugones, Maria (2007): *Heterosexualism and the colonial/modern gender system*. In: *Hypatia* 22/1, 186-209.
- McKittrick, Katherine (2006): *Demonic grounds. Black women and the cartographies of struggle*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mendel, Meron / Cheema, Saba-Nur / Arnold, Sina (Hg.) (2022): *Frenemies. Antisemitismus, Rassismus und Ihre Kritiker\*innen*. Berlin: Verbrecher.
- Müller, Ulrike (2011): *Far away so close: Race, whiteness and German identity*. In: *Identities: Global Studies in Culture and Power* 18/6, 620-645.
- Nayak, Anoop (2003): *„Ivory lives“: Economic restructuring and the making of whiteness in a post-industrial youth community*. In: *European Journal of Cultural Studies* 6/3, 305-325.
- Okwonga, Musa (2021): *In the end, it was all about love*. London: Rough Trade Books.
- Pinnegar, Stefinee / Daynes, Gary (2007): *Locating narrative inquiry historically: Thematics in the turn to narrative*. In: Jean Clandinin (Hg.), *Handbook of narrative inquiry. Mapping a methodology*. London: SAGE.
- Pitts, Johnny (2021): *Afropäisch: Eine Reise durch das schwarze Europa*. Berlin: Suhrkamp.

- Quijano, Aníbal (2000): Coloniality of power, Eurocentrism, and Latin America. In: *Nepantla: Views from South* 1/3, 533-580.
- Rapley, Tim (2001): The art(fulness) of open-ended interviewing: Some considerations on analysing interviews. In: *Qualitative Research* 1/3, 303-323.
- Reckwitz, Andreas (2012): Affective spaces: A praxeological outlook. In: *Rethinking History* 16/2, 241-258.
- Rollock, Nicola / Gillborn, David / Vincent, Carol / Ball, Stephen J. (2015): *The colour of class: The educational strategies of the Black middle classes*. London: Routledge.
- Rzepnikowska, Alina (2019): Racism and xenophobia experienced by Polish migrants in the UK before and after Brexit vote. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 45/1, 61-77.
- Salem, Sara / Thompson, Vanessa (2016): Old racisms, new masks: On the continuing discontinuities of racism and the erasure of race in European contexts. In: *nineteen sixty-nine: an ethnic studies journal* 3/1, <https://escholarship.org/uc/item/98p8q169> (letzter Zugriff am 22.9.2025).
- Skeggs, Beverley (1997): *Formations of class and gender. Becoming respectable*. London: SAGE.
- Skeggs, Beverley (2004): *Class, self, culture*. London: Routledge.
- Tsianos, Vassillis (2018): Stop and search die „Hautverdächtigen“. Warum es so schwierig ist, von institutionalisiertem Rassismus im Kontext von Racial Profiling zu reden. In: *Standpunkt: Sozial* 2018/1, 45-52.
- Virdee, Satnam (2017): The second sight of racialised outsiders in the imperialist core. In: *Third World Quarterly* 38/11, 2396-2410.
- Walkerdine, Valerie (2003): Reclassifying upward mobility: Femininity and the neoliberal subject. In: *Gender and Education* 15/3, 237-248.
- Wright, Michelle (2015): *The physics of Blackness: Beyond the middle passage epistemology*. Durham: Duke University Press.
- Yildiz, Yasemin (2009): Turkish girls, Allah's daughters, and the contemporary German subject: Itinerary of a figure. In: *German Life and Letters* 62/4, 465-481.
- Yuval-Davis, Nira / Wemyss, Georgie / Cassidy, Kathryn (2019): *Bordering*. Cambridge: Polity Press.

### **„We are not all in Görlitzer Park“. Black Britons defending against racism and negotiating colonial afterlives in Berlin**

How do BiPOC Britons in Berlin draw on their citizenship and class privilege in order to protect themselves from racism, and gain recognition and value? This paper takes an intersectional feminist approach to examine how class, citizenship, gender, and race are intertwined as interlocking socialization processes that work to circumvent racist positioning in urban spaces. The article explores how *Britishness* is mobilized as a culturally and legally relevant category for protection against racism, thus undergoing a shift in meaning outside of the British context. It discusses the extent to which the reference to *Britishness* often serves to position Black people without a British passport and class privileges, or without higher education, as socially subordinate. The greater the geographical distance from the former colony and the closer the proximity to the imperial metropolis – and, by extension, to whiteness – the more prestige and social status Blackness gains. While these forms Blackness „civilized“ by the metropolis may be positioned as more valued forms of Blackness, but this position remains marginalized in its relation to whiteness. The historical materiality of Blackness becomes visible through the spatial negotiations of BiPOC British people in Berlin.